

Statement von Ingrid Paus-Hasebrink im Rahmen der Podiumsdiskussion ‚Praxistheorie‘ am Beispiel des Ansatzes der *Praxeologischen (Medien)Sozialisationsforschung* von Paus-Hasebrink im Kolloquium der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des SPP „Mediatisierte Welten“ am 03. und 04. März 2016 an der Universität Münster zu drei Ausgangsfragen:

Warum lohnt sich im Kontext von Mediatisierungsprozessen die Auseinandersetzung mit der Praxistheorie?

1. Welche theoretischen Grundlagen liegen meinem Verständnis von Praxistheorie zu Grunde?
2. Und zum Schluss noch zu den Begriffen Praxis und Praktik – beide, dies vorweg, betrachte ich nicht als Synonyme.
3. Also warum im Zusammenhang von Mediatisierungsprozessen auch die Praxistheorie?

Da scheint mir das Reden von *der* Praxistheorie – das setzt die eine Praxistheorie voraus – nicht ganz stimmig. Es gibt unterschiedliche Perspektiven und vor allem unterschiedliche Gewichtungen im Rahmen praxeologischer Theorien. Dazu kommen wir später noch näher.

Warum also Mediatisierung und Praxistheorie? Weil Medien Teil unserer Alltagspraxis sind und sie mit konstituieren und neue Praktiken hervorbringen. Weil wir Alltag leben, auch mit Hilfe von Medien. Weil Alltagspraktiken – kommunikative Muster – durch neue Kommunikationstools und Technologien (vgl. Lundby 2014: 3) transformiert werden und die ihnen innewohnenden Gebrauchsmöglichkeiten und spezifischen Gebrauchsweisen dabei relevant sind. Weil die verfließenden Grenzen zwischen Diensten und Formen der interpersonalen und der Massenkommunikation, die fortschreitende Ausdifferenzierung hochspezialisierter Dienste kommunikative Praktiken verändern und – wie erwähnt – neue schaffen können.

Aber: Meine Ausgangsperspektive zielt nicht in erster Linie auf die Medien und ihre transformative Kraft.

Dies wird in der Antwort auf die zweite Frage, nach den Grundlagen meines Verständnisses von Praxistheorie, konkreter. Sicher sind sie in der Kombination einer an Rezeptionsforschung interessierten Kommunikationswissenschaftlerin mit besonderem Interesse für Sozialisationsforschung mitbegründet.

Am Anfang meiner Langzeitstudie zur Rolle von Medien in der Sozialisation sozial benachteiligter Heranwachsender (2005 bis 2017) – die ich im Sinne von Norbert Elias als „engagierte Sozialforschung“ verstehe, als eine Studie mit einem wissenschaftlichen und einem sozialen Anliegen standen Analysen, die auf die zunehmende soziale Kluft in der Gesellschaft hinweisen und davor warnen, dass sich „die Schere zwischen den Gewinnern und Verlierern im Prozess des heutigen Aufwachsens weiter öffnet“ (Rauschenbach 2011: 5).

Was heißt Aufwachsen in sozial benachteiligten Lebenslagen für Kinder, für ihre Sozialisation, ihre Partizipationschancen an der Gesellschaft? Welche Rolle spielen Medien in diesem Zusammenhang: Denn Aufwachsen heißt Aufwachsen mit Medien, Sozialisation ist auch mediatisierte Sozialisation. Und damit stoßen wir auf eine doppelte, sich eng miteinander verflechtende Dynamik, zum einen die sich im Rahmen medial-technischer Wandlungsprozesse (Digitalisierung, Konvergenz, um nur einige Begriffe zu nennen) dynamisch verändernden Mediendienste und Medienangebote und zum anderen die sich dynamisch vollziehende Entwicklung von Kindern im Rahmen ihrer Sozialisation – und dies alles vollzieht sich im Kontext der Lebensführung, der Alltagspraktiken von Individuen an ihrem je spezifischen sozialen Ort.

Meinen theoretischen Zugang habe ich im Sinne von Elias und Bourdieu, die gesagt haben, dass Theorien nicht auf Basis von Momentaufnahmen entstehen können, in der Forschungspraxis meiner Langzeitstudie entfaltet. Mein Forschungsziel ist es den subjektiven Sinn des Medienhandelns im Rahmen der Sozialisation zu eruieren, worin dieser Sinn jeweils konkret besteht, und zu erklären, wie Medien bei der Bearbeitung spezifischer Lebensherausforderungen, biographisch mitbedingter Entwicklungs- bzw. Lebensaufgaben, beitragen können.

Dazu nehme ich zunächst eine entwicklungspsychologische Perspektive ein. Doch ich verstehe Entwicklung nicht als Reifung, sondern im Sinne des sozial-ökologischen Ansatzes von Baacke und Bronfenbrenner als praktische Auseinandersetzung des Individuums mit den sozialen Aufgaben und Bedingungen seiner alltäglichen Lebensführung an einem spezifischen sozialen Ort.

Um auch Aspekte sozialer Ungleichheit – die Bedeutung des sozialen Orts – mit in den Blick nehmen zu können, verfolge ich das „handlungsleitende Thema“ daher nicht allein über die Perspektive der hier zu kurz greifenden Entwicklungspsychologie und des sozial-

ökologischen Ansatzes, sondern ich benötige auch soziologische Theorien zur Entwicklung einer ganzheitlichen und kontextuellen Perspektive auf Sozialisationsprozesse.

Einen weiteren wichtigen theoretischen Baustein bildet daher Bourdieus Theorie der Praxis und seine Kategorie des Habitus. Bourdieus Habitus-Kategorie bietet mir das Instrument, um den inneren Zusammenhang von Eigenschaften der sozialen Lage, den ihr zugehörigen Ressourcen und den diesen Ressourcen eingeschriebenen Regeln und Optionen des Handelns in Mustern subjektiver Sinngebung, die für den Mediengebrauch prägend werden, beschreibbar zu machen. Bourdieu fasst den Habitus als „inkorporierte soziale Struktur“ bzw. als „sozialisierte Subjektivität. Er erwächst aus der körperlichen Teilhabe an einer gemeinschaftlichen Handlungspraxis, das heißt, in der kulturell gewachsenen Eingebundenheit in Routinierungen und Habitualisierungen. Dem Habitus als „Erzeugerprinzip“ ist die Abstammung aus einer Position im „sozialen Raum“ anzusehen. Diese ist ihrerseits durch die Struktur sozial ungleich zugemessener Bedingungen der Lebensführung bestimmt“ (Weiß 1997, S. 246).

Mit dem Blick auf die „Methoden der Sinngebung“, das Tableau alltagspraktischer Orientierungsmuster, wie Ralph Weiß dies nennt, d.h. wie Menschen – auch mit Hilfe von Medien – ihren Handlungen im Alltag Sinn geben, tut sich eine Perspektive auf, die das je individuelle, aber dennoch über die subjektive Repräsentation hinaus weisende Lebensumfeld und die jeweilige darin eingelagerte Lebensführung in den Blick nimmt. Und dies vor dem Hintergrund des sozialen Milieus, also der sozialen Räume, die dem Einzelnen tatsächlich oder symbolisch zur Verfügung stehen, den Räumen also, in denen der Einzelne seine ‚Kapitalien‘ möglichst sinnvoll einsetzt.

Diese Perspektive auf die Rolle von Medien in der Sozialisation zielt auf eine Verbindung von subjekt- und strukturtheoretischer Analyse der Praxis.

Konkret gehe ich von der Lebenswelt eines Kindes in seiner Familie in ihrem spezifischen Milieu aus, davon, wie sich ihre alltägliche Lebensführung (Kudera/ Voss), in der von früher Kindheit Mediengebrauch seinen Sinn erhält, ausprägt. Ich betone den Begriff Gebrauch, im Sinne von Wittgensteins „Gebrauchstheorie“. Die Bedeutung des Gesagten vollzieht sich erst im konkreten Gebrauch, in der Praxis des Sprechens, seiner Kontextgebundenheit und damit in konkreten gesellschaftlichen Verwendungszusammenhängen.

Mir geht es darum, die „Arrangements“ der alltäglichen Lebensführung und das „doing of family“ zu beschreiben. Darin bilden sich die Handlungspraktiken von Individuen aus und, als

integraler Bestandteil dessen, ihre Kommunikationspraktiken. In der alltäglichen Lebensführung erhält der Mediengebrauch Struktur und Sinn.

Um die Verzahnung subjektiver und struktureller Kontexte deutlich zu machen, habe ich drei Handlungskonzepte entwickelt:

- Die *Handlungsoptionen* bezeichnen das für das Individuum, ein Kind, seine Geschwister und seine Eltern in der Familie, faktisch existierende „Arrangement“ der objektiven Merkmale der sozialen Lebenslage – eine Anordnung von Ermöglicungen und Beschränkungen
- Die *Handlungsentwürfe* kennzeichnen die Ziele und Pläne, die sich bei einem Kind und seinen Bezugspersonen in seiner Familie eruieren lassen. Dies sind die als subjektive Transformation der objektiven Merkmale seiner sozialen Lage gebildeten Anschauungsweisen von Welt, die Orientierungen, die einem Individuum helfen, die Welt wahrzunehmen und zu deuten und Sinn im eigenen Leben herzustellen. Handlungsentwürfe sind also die subjektiven Wahrnehmungen dieser Struktur im Zusammenspiel der Verzahnung von Praxis und handlungsleitender Anschauung, verbunden mit dem jeweiligen sich aus diesem Zusammenspiel entwickelnden ‚Eigensinn‘ des Einzelnen in seinem unmittelbaren Umfeld.
- Die *Handlungskompetenzen* bezeichnen, wie sich – im Sinne Bourdieus (1986) – die dem Subjekt zugänglichen materiellen, kulturellen und sozialen Ressourcen seines Milieus zur Umsetzung seiner Lebensentwürfe in den kognitiven und motivationalen Voraussetzungen seines Handelns und damit in seinen Praktiken niedergeschlagen haben.

Vor diesem Hintergrund zeigt sich, dass Medien und der (übermäßige oder bedenkliche) Mediengebrauch nicht als Verursacher von Problemen zu sehen sind, sondern vielmehr im Rahmen milieubedingter Alltagspraktiken im Kontext problematischer und kritischer Lebensbedingungen ihren Sinn erhalten. Sozialisation stellt sich, je nach untersuchter Familie, und ihren ganz spezifischen Handlungsoptionen, Handlungsentwürfen und Handlungskompetenzen im doing family aller Familienmitglieder, mit zunehmendem Alter eines Kindes auch von Peers und Freunden, als ein komplexes und veränderbares Zusammenspiel vieler Faktoren dar.

Wichtig ist: Auf allen Ebenen des im Falle der Langzeitstudie qualitativen Forschungsprozesses muss stets der Problematik Rechnung getragen werden, dass es nicht allein um die Interpretationen von Handlungen gehen darf. Vielmehr muss stets die Praxis, das heißt die Handlungen in „ihrer Verkettung und Folgewirkung“, wie dies Hörning nennt, „im Mittelpunkt der Forschung stehen – dies aber ohne deren sinnhafte, auf Deutungsmustern, biographischen Schemata u.ä. basierende Einordnung zu ignorieren“ (Hörning zit. nach Lange 2003: 106). Es geht mir um die Praxis.

Die Erforschung der Rolle von Medien in der Sozialisationsforschung kann dieser Herausforderung nur dann gerecht werden, wenn sie stets mit Blick auf den gesellschaftlich zunehmend relevanteren transformativen Metaprozesses der Mediatisierung und seine Auswirkungen auf die Sozialisation von Individuen erfolgt.

Noch zum Schluss die Frage nach Praxis oder Praktiken:

Ich untersuche die Praxis, indem ich mir die gelebten Praktiken mit Blick auf ihren *subjektiven* Sinn im Rahmen der täglichen Lebensführung anschau. Praxis verstehe ich als Produkt subjektiver Bedeutungskonstruktion, dies allerdings ohne zu vernachlässigen, dass Praxis und die ihr zugehörigen kulturell geronnenen Wissensbestände, Erwartungen und Orientierungen auf Ordnungen und Struktur gestellt sind, die in Anlehnung an Kudara und Voß in der alltäglichen Lebensführung als gleichermaßen strukturierte wie strukturierende Handlungsweisen, den Praktiken, habitualisiert und routinisiert reproduziert werden. Diese Perspektive erlaubt mir die subjektiv- und strukturtheoretische Analyse der Praxis.